

In der Bukowina.

Es war eine weite und ermüdende Reise, im Frieden nach der östlichsten Provinz Österreichs, dem Herzogtum Bukowina zu gelangen — nach diesem eigenartigen Land, das Joseph II. von den Türken gewann und das in seiner bizarren Völkermischung ein wahres Klein-Osteuropa ist.

Der Vorpostencharakter des Landes war es vielleicht, der ihm ein fühlbares Oesterreichertum eingepreßt hat. Wenn man aus Wien mit seinem Skeptizismus und seinem nur der eigenen Stadt, niemals dem Staat gewidmeten Gefühlsüberdruß nach der fernsten Bukowina kam, spürte man, daß sich diese Menschen als Oesterreicher fühlten, vielleicht als Kulturbringer gegenüber dem barbarischen Rußland, gegenüber dem feudalen und großen Glend bergenden Rumänien und selbst gegenüber Ungarn, das ja immer nur ein magyarischer Staat sein wollte, während fast alle in der Bukowina in nationaler Freiheit lebenden Völker ihre Vorfahren drüben, jenseits der grün-weiß-roten Pfähle in ganz anderen und weniger sympathischen Verhältnissen wußten.

Die Bukowina ist in nationaler Freiheit lebenden Völker ihre Vorfahren drüben, jenseits der grün-weiß-roten Pfähle in ganz anderen und weniger sympathischen Verhältnissen wußten. Vielleicht entstand der plötzliche Eindruck des vorher kaum gekannten Oesterreichertums auch daraus, daß nun, nach der langen Fahrt durch das weite grüne Galizien, hier, wo am Horizont wieder blaue Berge aufstauten, alles wieder deutsch sprach, wenigstens auf dem Bahnhof — so, als wäre man ins Salzammergut gefahren und nicht in ein Land, in dem vor 150 Jahren noch der Halbmond geherrscht hatte.

Gezernowiz, die Landeshauptstadt. Weit sauberer, netter und lebhafter als galizische Städte von derselben 50 000-Einwohnergröße: Die ganze liebe Stadt auf einer Hochebene über dem Fruchtbaren, der unten trägt und leicht dahinglitzerte, um ins ferne Ausland, nach Südosteuropa, hinauszugehen. Amtsgedäude, Kasernen, Theater, die jüngste österreichische Universität mit ganz deutschen Vorlesungen, deutsche Zeitungen, deutsche Aufschriften, ich glaube, selbst mit deutscher Amtssprache in der Gemeinde — natürlich, welche denn sonst? Freilich auf der Straße hörte man wohl alles mögliche: das italienisch klingende Rumänisch, das zischende Polnisch, das schmatzende Russisch, das dunkle Ukrainisch und vielfach den mittelalterlich-mittelhochdeutschen verschönderten, gurgelnden Jargon der Christen, die da alle Gewerbe treiben und besonders das des Drahtschneiders und Blechschneiders erlernen zu haben scheinen. In der glühenden Sommerhitze bekommt die Stadt mit der immens in der Nähe des Orients geschuldeten Luftigkeit ihrer Licht- und Melonenstände leicht etwas Orientalisches. Schon gar, wenn man an der Ecke einen Mann mit einem Veschen findet, fast wie ein Wiener Karoloni- und Brandurimann aussehend, der seine gebrauchten Edelsteinen und Solzfaktorellen, auch Pratapfel und selbst gebundene Kaffelnüsse kreuzerweise absetzt, indem er dabei unangelegentlich in die Hölle ruft: „Heißge Karoloni heißge, Brandurim!“

Aber hier in Czernowitz und im Hochsommer gibts was anderes an dem Straßenrand: gefüllte und gebratene Rindfleisch, Kufuruz genannt, von denen man die sehr wohlsmekenden Körner isst, indem man den heißen Kalben an seinen Enden hält. Als ich da war, kostete so ein Kufuruz, für den man in den Wiener Gasthäusern wohl 20 Heller zahlte, einen Kreuzer — zwei Heller.

Weiter nach Süden geht die Bahn, ziemlich gerade auf die Grenzorte im Süden los — auf Suczawa, Kimpolung und Ipatyn-Bukowina, wo es nach Rumänien geht, aber auch nach Rus-Waldawitsa, dem „Ruffischen Waldaufer“. Mehrfach geht die Grenze sogar mitten durch die Orte, und so gibt es bei den Bukowinaren Juden, wie ich mich erinnere, ein österreichisches Banilla und ein russisches, wo vielleicht keine Juden wohnen dürfen und das jedenfalls den gebräuchlichen Namen „So isch (Christlich) „Banilla“ führt.

Vor man aber soweit nach dem Süden kommt, zweigt von dem zur Abwechslung wieder einmal echt magyarisch klingenden Ort Hadifalva eine Nebenbahn ab, die genüsslich neben oder gar auf der Landstraße dahinfährt und nach dem jetzt in den Kriegsverichten soviel genannte Kadowitz führt. Diese für osteuropäische Begriffe ganz ansehnliche Stadt liegt nun schon im rein rumänischen Teil des Landes, ist aber selbst fast ganz jüdisch-deutsch. Aber die Religion der Mehrheit der Stadtbevölkerung hielt, soviel ich sah, ein nichtiges festes Schweinchen nicht ab, auf dem Ringplatz seine ausgedehnte Verbaumungsbromenade zu unternehmen. Damals war Kadowitz ein sehr friedliches Nest.

Man sah wohl in der Debitatienhandlung und Frühlingsküche, die sich — wie alle in Galizien und Lodomerien und den umliegenden Gegenden — den weit berühmten Havelka zum Rufnamen genommen hatte. Man sah da, trank und sprach und besprach gemächlich die Ereignisse der Stadt und des Reiches und guckte mal auf, wenn draußen eine Uniform vorüberkam oder vorbeifüßte. Nahe bei Kadowitz ist nämlich eines der bedeutendsten l. u. f. Gestüte, Unter-Bukow (bitte das w anzuspüren!), und es wurde gar oft von schneidigen Kavalleristen aus der Monarchie besucht, fandte auch nicht selten seine Fuhrwerke in die Stadt. Sonst gab es nur Gendarmen, da deren jetziger Landeskommandant Oberst und wohl schon Generalmajor Fischer zuerst wahrhaftig aus einem Nichts die Landesverteidigung gegen die Russen organisiert und sie schon einmal zum Tempel hinausgeführt hat.

Auf frohenden Bretterwagen führen uns die rumänischen Bauern hinaus aufs Land, und da ich ein paar Wochen dort verbrochte, lernte ich sie ziemlich kennen. Lauter große, prachtvolle Gestalten, die Sommer und Winter den gleichen weißledernen Schafpelz tragen — nur daß sie im Sommer das Fell, im Winter das Leder nach außen kehren. Für die Robe der Damen in Westeuropa, die bei dem so schrecklichen Berliner oder Pariser Winter das kostbare Pelzwerk ihrer Jodan zur Schau tragen, dürften die Bukowinaren Bauern wenig Verständnis aufbringen. Steis gingen sie ohne Hut und trugen langes Haar zum Zeichen, daß sie freie Männer sind. An den Festtagen spazierten sie nicht mit der schönsten Butter, die sie als Kosmetikum verwendeten und dann verdiente auch die Propagation etwas — der jüdische Richter des der Gutsherrschaft zugehörenden Schnapsausverkaufrechts. Eine Zeitlang tranken die Rumänen allerdings gar nichts. Zu der Zeit nämlich, wo ein ausgehender Korporal vom Czernowitz 41. Infanterieregiment Erzherzog Eugen im Lande herumzog und seinen Landsleuten mit solch biblischer Kraft vom Trinken abriet, daß die Bauern den Schnaps feierlich abschworen. Aber das hielt nicht auf die Dauer. Niem — diese Nischen hielten schon was aus, und sie saßen auch nicht alle Tage. Freilich, wenn die Zeit da war, dann taten sie es ordentlich. Dann sprachen sie wohl auch den Fremden an, der aber nur gelernt hatte zu sagen: „Ruschiu rumaneaschi“ oder „Ruschiu moldowanaschi“ — ich verstehe nicht rumänisch, ich verstehe nicht moldawanisch.

Das die Volksprache das „Moldowanaschi“ ist, zeigt die Bedeutung des Moldauflusses, der durch das Land nach Süden zieht und fern in Rumänien in die Donau fällt; nach ihm hießen die Donaufürstentümer Moldau und die Walachei. Es ist freilich eine andere Moldau als jener stolze böhmische Strom, von dessen Uferbergen die Sagenburg Böhmerland und der herrliche Stadtschloß mit dem St. Veitssdom herniedersehen. Diese östliche Moldau ist in ihrem Oberlauf ein rasches klares Wasser, von dessen Holzbrücken man jeden Kiesel auf seinem Grunde sehen kann.

Dort unten im Süden des Landes sind die weiten schönen Buchenwälder, von denen das Land seinen Namen haben soll. Sie gehören zum Teil dem Baron Popper oder dem reichen griechisch-orientalischen Religionsfonds. Diesen Religionsfonds hat Kaiser Joseph II. die von ihm inkorporierten Besitztümer der Klöster überwiesen, damit aus ihren Einkünften die Kultusaufgaben gedeckt werden. Da der Religionsfonds so in manchen Provinzen, auch im Buchenlande, einer der größten Grundbesitzer ist, hat er auch das Wahlrecht zum Abgeordnetenhaus in Wien eingeführt war, sah man dort auch immer einen weißbärtigen Popen mit goldenem Kreuz, vielfarbigen Ernat und dem glänzenden Seidenfesselszug auf dem Haupte — den Archimandriten Repta, der von den Großgrundbesitzern der Bukowina gewählt war.

Tief in den Wäldern rasteten die Bretterträger, von raschen Gebirgsbächen getrieben. Draußen aber auf der weiten Ebene braunte der Karpatensturm über die Reisfelder, der Sturm, der jetzt vielleicht den Klang des Eisens und den Donner der Geschütze dahertreibt und das reiche Land befreit von den brutalen Scharen Bäterchens.

Der Pariser Korrespondent von „Evenska Dagbladet“ schreibt: Dank einem französisch-amerikanischen Arzt war es mir möglich, einen Blick hinter den eisernen Vorhang zu werfen, der Paris den Krieg verbirgt. Der Arzt gestattet mir, ihn auf seiner Fahrt nach Soissons zum Einholen von Verwundeten zu begleiten. Die Ambulanzkolonne, mit der wir fuhrten, bestand aus zwölf großen grauen Automobilen, die als Krankenwagen benutzt wurden. Als wir uns Villers Cotteret näherten, einer reizenden kleinen Stadt an der Oise, die nun aber zur Hälfte zerstört ist, postierten wir ein Lager von blauen algerischen Tralleuren und wiesen zuaben, die sich ihren Reis kochten. Hier vernahmten wir den ersten von Norden kommenden Kanonendonner, und allmählich unterschied man auch die Explosionen der deutschen „Rammets“, wie hier die ungeheuren Bomben genannt werden. Die Straßen von Villers Cotteret waren mit Truppen überfüllt, Offiziere ritten hin und her, und Autos, mit Verwundeten überladen, bahnten sich mühsam den Weg. Diese Verwundeten kamen direkt vom Kampfplatz und waren nur provisorisch verbunden. Manche von ihnen waren gutes Nutes, andere aber harzten tödentlich vor sich hin, nicht wissend, was um sie her geschah. Der Arzt ging in die im Güterschuppen am Bahnhof eingerichtete Ambulanz, wo die Verwundeten untersucht wurden. Aufgeregt erklärte er, als er zurückkam: „Es muß entsetzlich sein dort drüben, wir haben 5000 Verwundete. Die Deutschen bombardieren Soissons.“

Soissons während des Bombardements.

Als wir weiterfahren wollten, nähert sich uns ein junger Sergeant, der Sohn des Generals Castellau, des Kommandanten der Armee bei Soissons. Er steigt in unser Auto, da er den Arzt gut kennt, und erzählt uns natürlich von der soeben beendigten dreitägigen Schlacht bei Soissons, infolge deren die Franzosen die Orte rechts des Aisneufers räumen mußten. „Papa hatte nicht genug Mannschaften, da war la fatalité“, sagt der Sergeant. Er hatte nur drei Brigaden auf der anderen Seite des Flusses, und als der übertrat, war es nicht möglich, die Brücken instandzuhalten. Vor Bragny, wo die deutschen Reflektoren am dritten Tage ihren entscheidenden Ausfall unternahmen, hatten wir nur ein Regiment, und die Pontonbrücke bei Riffy wurde wiederholt vom Strom fortgerissen, so daß wir den Kameraden auf der anderen Seite keinen Entsch bringern konnten. Sie schlugen sich bis auf den letzten Mann.“

Je mehr wir uns Soissons näherten, desto mehr Truppen begegneten wir. Die Wege waren hier von den schweren Gefährten gesäumt, und die Soldaten marschierten bis zu den Knöcheln im Schlamm. Sie sahen erschöpft aus, und ihre Uniformen waren bespritzt und schmutzig. Vielen hing um die Weinscheider lange Schmutzfransen, die Schöße der Mäntel waren ihnen auf den Körpern verhaften. Ganz dicht vernahmten wir nun den Kanonendonner. Wie sahen die „Rammets“ am linken Aisneufer einschlagen, dicke schwarze Rauchsäulen stiegen auf. Kleine weiße Mordru schwaumten in der Luft, wo die Granaten explodierten. So rasch wie möglich fuhrten wir über die enge, lehmige Landstraße, auf der wir immer wieder ausweichen oder anhalten mußten. Nähernde Bürger kamen aus der bombardierten Stadt. Eine alte Frau hatte ihre Habfeligkeiten auf einen kleinen Wagen gehäuft, der von einem Esel und einem Hund gezogen wurde. An manchen Stellen war die Straße vollkommen aufgerissen von den deutschen Granaten, so daß man auf das Feld nebenan lenken mußte. Dicht neben einem Trupp, der vor uns marschierte, explodierte eine Granate, so daß die Erde die Soldaten über und über bespritzte.

Genau Mittag fuhrten wir in Soissons ein. Das Bombardement hatte im Moment aufgehört, doch das Artilleriegeschütz zwischen den französischen Batterien an den nahen Hügeln südlich der Aisne und den deutschen, die sich irgendwo dort am blaugrauen Horizont befanden, dauerte fort. In einer der Hauptstraßen, der Rue de Commerce, waren alle Häuser geräumt. Hier waren die Dächer, dort die Mauern gebrochen, voller Spalten und gähnender Löcher. Ein einziges Geschäft in der ganzen Straße war noch offen. Da die Stadt seit vier Monaten dem jeweiligen Bombardement der Deutschen ausgesetzt gewesen war, hatte bereits vor dem letzten Kampfen der größte Teil der Bevölkerung und fast alle Zivilbehörden sie verlassen.

Aber um so mehr Militär war da. Überall begegneten wir Infanterie- und Artillerieabteilungen, reisenden und fahrenden. Offiziere galoppierten in gestrecktem Galopp durch die engen Straßen. Es herrschte eine Hast, als bereite man sich auf einen feindlichen Angriff vor. Die Deutschen sind ja auch tatsächlich nur noch ein paar Kilometer von der Stadt entfernt. Ihre Infanterie ist sogar bereits in eine der Vorstädte jenseits der Aisnebrücke eingebrochen, aber durch einen wahnwitzigen Bajonetanfall wieder hinausgedrängt worden. Unsere Kolonne hält vor dem Lazarett, die Sanitäter bringen Verwundete auf Bahnen herbei, der Kampf tobt also noch immer.

Man ist im Begriff, das Lazarett zu räumen, da es den Verwundeten keine Sicherheit mehr bietet. Mehrere Bomben haben es bereits getroffen. 2000 Verwundete sind schon expediert worden,“ sagt ein „Infirmier“ (Krankenpfleger), der mit unserem Arzt spricht. Doch neue Jünger kommen ununterbrochen. Und dennoch mußten viele in den Händen der Deutschen auf der anderen Seite des Flusses bleiben. Alle herbeizuschaffenden Wagen und Autos beförderten Verwundete zur nächsten Bahnhstation. In Soissons selbst ist nämlich die Station geschlossen. Sie war ein zu häufiges Ziel

Reinung, daß ich die Frau bedeutend höher einschätze als er; daß sie aber, was den Verstand angeht, neben dem Manne stehen soll, das mach ich nicht mit, dazu bringt mich keiner. Herzenswärme ist ihre Sache — alles, was die Sprache des Herzens redet, versteht sie — aber Verstand? Wir wünschen es nicht einmal bei ihr, weil es unnatur wäre.“

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Meszö.

„Wir sprechen so oft zusammen darüber und gehen die Karten durch,“ fuhr sie fort. „Ich finde nun, er sollte Land kaufen und Farmer werden. Dann sollte er sich von hier aus der Heimat eine recht starke gesunde Frau mitnehmen; denn an den Frauen drüben ist gewiß nicht viel dran; man sagt, daß die Dienstmädchen Klavier spielen. Aber Paß, sich zu rühren, ist jedenfalls vorhanden.“

„Fühlen Sie sich durch die kleinen Verhältnisse hier in der Heimat bedrückt?“ fragte Bauder den Kandidaten. „Ja, hier ist kein Elbogenraum für den, der wirklich etwas auf dem Herzen hat — und Schöb kann man sich auch nicht verschaffen. Die Leute sind zu dünnelhaft. Schon in der Schule soll man die Götter über den Unterricht mit zu Rate ziehen, und die Idioten — entschuldigen Sie, daß ich einen so starken Ausdruck gebrauche, aber die große Wehrzahl ist vorläufig leider nichts anderes — alle diese unbegabten Wesen soll man hübsch nach ihrer Meinung fragen. So hab ich zum Beispiel neulich einen Arbeiter darauf aufmerksam gemacht, daß er seine Hebestange verkehrt gebrauchte, aber der Mann lachte mich bloß aus, obwohl ich viele Jahre Mechanik studiert habe. Und was konnte es nützen, daß ich so einem mit mathematischen Beweisen kam? Er versteht sie ja nicht. Nein, Autoritätsglaube muß sein, und der existiert nicht mehr unter den Männern irgendeiner Gesellschaftsklasse — nicht einmal unter den Schuljungen. Die Frauen sind die einzigen, die sich etwas davon bewahrt haben.“

„Meinen Sie, in ihrem Verhältnis zum Manne?“ fragte Bauder lachend. „Ja, wie nun zum Beispiel eine gute Ehefrau — oder noch lieber eine Mutter. Sie versteht die Interessen ihres Sohnes vielleicht gar nicht, aber sie glaubt an ihn und ist überzeugt davon, daß seine Sache die einzig richtige ist. Das ist das unmittelbare, kindlich-unschütterliche Vertrauen, das der Mann doch nicht zu entbehren vermag.“

Frau Rask und hob den Kopf von ihrer Arbeit. „Am Manne ist so vieles, was wir Frauen nicht verstehen, und womit wir uns nicht leicht vertraut machen können, wenn wir erst anfangen, ihn zu kritisieren. Aber da kommt uns gerade das Vertrauen zu Hilfe! Ich denke oft, die Männer wären vielleicht gar keine Männer, wenn sie nicht alle diese — sagen wir einmal: robusten Neigungen hätten. Und dann sind sie doch viel klüger als wir.“

„Ja, es mag ja sehr angenehm für die Männer sein, sich blindlings bewundert zu wissen. — Ich ziehe aber die Frauen vor, die wie jener Arbeiter sich auf ihre eigene Erfahrung verlassen und über die angemachte Autorität lachen. Auf diesen Mann wachte das Wort Idiot wohl kaum.“

„Angemachte, Donnerwetter!“ brauste der Kandidat auf. „Aber die Mathematik, mein Lieber?“ Bauder zuckte mit den Schultern. Er merkte, daß er sich zu ereifern begann, aber es war doch zu lächerlich, einen Menschen wie den Kandidaten feierlich zu nehmen. Er stand auf, um sich zu verabschieden.

„Wollen Sie nicht hier bleiben und mit uns zu Abend essen?“ fragte Frau Rask. Dann könnten Sie meinem Manne Gesellschaft leisten; es ist nicht gut für ihn, so viel allein zu sein.“

„Ein Ehemann darf sich nicht einsam fühlen,“ erwiderte Bauder lachend. Was sollen wir anderen armen Wesen dann machen?“

„Ich bin zu dumm und unwissend, ihm etwas sein zu können. Ich kann ihn nur bewundern, und das ist auf die Dauer gewiß ermüdend. Nicht Louis?“ Der Kandidat brummte undeutlich. „Na — man kann doch allerlei vertragen,“ antwortete Bauder und verabschiedete sich. Der Kandidat ging unruhig durch die Zimmer. „Das ist ein ebenso anspruchsvoller wie oberflächlicher Herr,“ sagte er plötzlich und blieb seiner Frau gegenüber stehen. „Ja, das weißt Du natürlich am besten, Louis, da Du ihn kennst. Aber ich finde — — wor nicht doch etwas daran?“

„Keine Spur! Gott bewahre!“ sagte der Kandidat bestimmt, ohne sie ausreden zu lassen. „Er will doch gewiß, daß wir Frauen klüger gemacht werden, damit wir neben Euch bestehen können?“

„Klüger? — Neben uns bestehen? — Aber, Frau, wie Du doch sprichst! Man sollte glauben, dieser alte Zyniker hätte Eindruck auf Dich gemacht. Da bin ich denn doch der

„Na na! Ich belege mich ja nicht.“

„Nein, und ich will nicht mehr unbillig sein — ich will vernünftig sein! Komm mal ein bißchen her, mein Junge!“ Zögernd beugte er sich über sie, und sie umfakte seinen Kopf mit beiden Händen. In ihren matten Augen waren Tränen:

„Du darfst nicht mehr jorrig sein, weil ich Dir heut noch mittag Wortwörter gemacht habe; es war garstig von mir. Aber — aber könntest Du nicht ein andermal eine andere wählen? Nicht so eine?“ Sie schloß die Augen. „Ich finde es so entsetzlich, mit so einer teilen zu sollen,“ stammelte sie zur Entschuldigung und versuchte zu lächeln. „Ich bin doch auch ein Mensch, wenn ich auch alt bin! Und es gibt doch andere, die — ordentlich sind.“ Vor Tränen konnte sie nicht sprechen.

„Aber Anino, ich war ja — meiner selbst nicht mächtig. Sonst hätte ich ja gar nicht — — Du kennst doch meinen Standpunkt zur Genüge.“

„Ja, das ist auch wahr — und ich bin eine dumme Gans. Du mußt überhaupt nicht, was Du tatest, nicht wahr, mein Junge?“ Sie trocknete ihre Tränen. (Fortf. folgt.)

für die deutsche Artillerie gewesen, und die deutsche Flieger hatten die Fluggerichte eifrig erprobt.
Ein einzelnes Café ist in der Stadt noch offen. Es ist überfüllt mit Offizieren und Soldaten. Und plötzlich — Bang! — ein Geschütz, als hätte der Donner ins Café eingeschlagen. Das Glas, das ein mit mir lebender Offizier eben zum Munde führen will, fällt ihm aus der Hand, der Aufbruch beginnt einem den Atem. Eine herbe Luft erfüllt den Raum. . . Vor dem Café, am anderen Ende des Marktplatzes war eine Bombe explodiert. Als der Rauch sich verzieht hat, steht man dort einen Körper ausgebreitet auf der Erde liegen. Seine Uniform ist ein blauer Regen. Das Bombardement hat also wieder begonnen, das war der erste Schuß gewesen. Man hört nun aus verschiedenen Teilen der Stadt die Explosionen in fünfminütigen von einer halben Minute oder mehr. Der ununterbrochen rollende Bombendonner wird heftiger.
Auf dem Rückweg zum Lazarett komme ich an der Straße Saint Jean des Bains vorbei. Der eine ihrer beiden Türme und das Dach sind zerstört. Auch die Kathedrale hat sehr gelitten. Die ganze Stadt scheint eine Ruine zu sein, nur wenige Häuser sind unbeschädigt.

Die Milchstraße.*)

Unter allen Erscheinungen des Sternendimmels mußte von früherer Zeit an das Band der Milchstraße Geist und Phantasie des Himmelsbetrachters am stärksten loden. Ein Nebelweg hoch zwischen glühenden Sternen, der sich vom Firmament aus unerwarteter Ferne emporhebt, in schwindelnder Höhe das Land überbrückt und jenseits hinter den Bergen, hinter denen das Glid wohnt, geheimnisvoll verflucht — kann etwas die Sehnsucht des Menschen mehr erregen, den Wissensdurst des Denkers mehr entfachen? In den ältesten Volksgedichten und Götterjagen der grauen Vorzeit taucht das Problem der Milchstraße hervor.

Im Kreise dieser Volksvorstellungen wurde die Wissenschaft geboren. Bei Chinesen, Indern, Ägyptern und Chaldäern blühte die Astronomie, als Europa noch eine Wildnis war. Aber ihre Wissenschaft war auf das Praktische gerichtet und beschränkt auf Landvermessung, Kalenderrechnung und Himmelsberechnungen. Für die Forscher der Milchstraße hatten die Astronomen zu wenig und die Priester zu viel im Auge. Um sich mit einer so wenig hervortretenden schattenhaften Erscheinung zu befassen, mußte man Philosoph sein und den Himmel nicht als ein Kalendarium, sondern als eine Naturerscheinung, als ein Weltstück betrachten, das man zu lösen sucht. Daher finden wir die ersten ernstlichen Gedanken über die Milchstraße bei den griechischen Philosophen. Wie es sich oft ereignet, daß man in kindlicher Unbegreiflichkeit im ersten Zugriff der Wahrheit näher kommt als durch gewöhnliche Bemühungen, so ergreifen die griechischen Philosophen ohne alle wissenschaftlichen Grundlagen nur von Vernunft, Gedankenarbeit, Schweißstrom und Wahrheitsdrang geleitet das Bild der Welt in jenen Grundzügen der Wahrheit, die erst durch eine jahrtausendlangte Forschung Allgemeines der Menschen geworden sind. Man könnte die griechischen Philosophen geradezu die Propheten der Wissenschaft nennen. Pythagoras hat das Wesen der Algebra, Euclid die Fundamente der Geometrie, Aristoteles die Methoden der Naturbeschreibung, Demokrit die Atomlehre, Aristarch die Mechanik unseres Sonnensystems, Epikur mit Lukrez später den Entwicklungsgedanken mit allen seinen Konsequenzen durchgeführt. In jener ganzen modernen naturwissenschaftlichen Weltanschauung, die sich erst im 19. Jahrhundert zur vollen Blüte entfaltet, finden wir bei den griechischen Philosophen vor über 2000 Jahren als Anknüpfungspunkte.
Im Kreise dieser Männer wurde das Milchstraßenproblem zum erstenmal als wissenschaftliche Frage aufgeworfen. Die Pythagoräer knüpfen noch an die Platonische an und erklären die Milchstraße für die Spur einer ehemaligen Sonnenbahn. Aristoteles hält sie für ein gewaltiges Meteor, sein Nachfolger Theophrast beschreibt sie als die Kluft zwischen den beiden Halbkugeln des Himmels, durch die das Licht des Zentralsterns hindurchschimmert. Demokrit von Abdera, der geistvolle Begründer der Atomlehre (460 v. Chr.), war der erste Sternliche, der die Milchstraße als das erkannte, was sie nach den unerschöpflichen Ergebnissen der modernen Wissenschaft in Wahrheit ist: als eine Anhäufung unendlich vieler dichtgedrängter Sterne.

Wie all die irdische Prophetenweisheit der griechischen Philosophen, so verhalten auch die Seherworte des Demokrit von der Natur der Milchstraße in der allgemeinen Nacht der naturwissenschaftlichen Unbildung des Mittelalters. Kein einziger Forscher der nächsten zwei Jahrhunderte befaßt sich ernsthaft mit dieser Frage, nur in Legenden und theologischen Weltanschauungen wird hier und da die Milchstraße kurz genannt. Sie soll die Kluft sein der Sphäre des Äthra sein, verleiht eine Abwägung. Sagengelehrte halten sie für die Weltkluft, in der die beiden Schalen des Firmaments zusammengefügt sind, und betrachten die Milchstraße sozusagen als den Leim, der die beiden Halbkugeln zusammenklebt. Niemand nimmt den großen Gedanken des Demokrit mehr auf. Was das edle Wissen der Griechen spurlos in alle Winde zerfächert? War der Menschengeist im Mittelalter wirklich so verkommen und gelähmt, wie es und die Zeit zu lehren scheint? Schwand die Kurve der geistigen Entwicklung der Menschheit wirklich so zwischen heller Höhe und tiefem Abfall? Mitnichten. Wie in der Entwicklung der Lebenswelt die einzelnen Tierarten nacheinander die Erde beherrschten, die Krebstiere, die Ammonoiten, die Lurche, die Saurier sich abwechseln und heute die Menschen den Planeten regieren, so beherrschen in der geistigen Entwicklung nacheinander die verschiedenen Völkerarten die Menschheit. Die Art, die Richtung, nicht die Höhe des Geistes schwankt in den Jahrhunderten. Derselbe Sinn, der im Altertum die schönsten Früchte wissenschaftlicher und künstlerischer Leistungen reifen ließ, war im Mittelalter auf das Religiöse, auf das Menschlich-Phantastische gerichtet und daher für die Wissenschaft unfruchtbar. Ein Mensch, der zur Zeit der Pythagoräer durch seine geistigen Gaben auffiel, wurde zu den Naturphilosophen in die Schule gebracht und wurde Philosoph, Naturforscher, Naturforscher. Uebertrugte ein Knabe im Mittelalter seine Genossen, so kam er ins Kloster und wurde im Ideelland der Religion erzogen und in die Laufbahn kirchlicher Würden gedrängt. Die Intelligenz des Mittelalters wurde von der Kirche aufgelöst wie das Wasser eines Beckens von einem riesigen Schwamm, und wir finden in ihrem Dienste alle geistigen Elemente vom frommen bis zum unreligiösen vermischt: legerische Päpste, weltlich gekrönte Alchemisten, schürzenjägerische Kardinäle, freigeistige Mönche, der Wissenschaft mehr als dem Glauben huldigende Priester. Wieviel echte Milchstraßenforscher mag es unter ihnen gegeben haben!

2000 Jahre nach Demokrit, um 1550, trat Kopernikus, der Tomherr zu Frauenburg, mit seiner Schrift über die Bewegungen der Gestirne auf, in der er die antike Weltanschauung, daß die Erde im Mittelpunkt des Alls stehe und die Sonne um sie kreife, widerlegte und durch die Lehre ersetzte, daß die Sonne das Zentrum sei, um das Erde und Planeten sich bewegen. Durch diesen Weltgedanken erwarb sich Kopernikus unsterbliche Verdienste um den Fortschritt der Menschheit. Aber er begründete keineswegs, wie die meisten Menschen annehmen, unsere moderne Auffassung vom Universum. Er glaubte, daß die Sonne der ruhende Pol des ganzen Weltalls sei, und daß die Fixsterne an einem Kugelhimmel angeheftet sind mit diesem um die Sonne drehen. Seine Theorie, Ideenreich und gedankentief genug, den ganzen Inhalt eines großen

Weltallens auszufüllen, erstreckte sich nur auf den Raum unseres Planetensystems. Zum Flug ins Unendliche hinauf in die Ferne der Milchstraße reichte seines Geistes Flügelkraft nicht hin. Das war seinem jüngeren Zeitgenossen und Begleitern Details seiner Lehre, Giordano Bruno (geboren 1548), vorbehalten.

Giordano Bruno war wie Kopernikus im Dienst der Kirche aufgewachsen. Als ihm das Buch des Kopernikus zu Gesicht kam, griff er diese neue Weltidee mit Feuerzifer auf, entließ im offenen Polemik mit der Kirchenlehre den Kampf und wurde auf jahrelangen Reisen durch ganz Europa der Wanderprediger der neuen Weltanschauung. Giordano Bruno ist in der Tat ein prophetisches Phänomen. In noch ausgeprägterer Art als bei den arabischen Philosophen erließen wir an ihm das Wunder, daß ein Mensch ohne alle Mittel sicheren Wissens, nur von Gefühl, Vernunft und Phantasie geleitet, die wissenschaftlichen Ergebnisse der kommenden Jahrhunderte voraussah. Er hat den Beweis erbracht, daß der phantastisch-keckste Gedanke, den Sinn für Wahrheit, Größe, Rhythmus und Einheit mit seinen Dichtersflügeln weiter reicht als aller größte Verstand, hinanreicht über den Kreis der Planeten in das Reich der Sterne und über die Grenzen der Milchstraße hinaus in jene Bezirke der Unendlichkeit, in denen sich für alle Zeit der menschliche Gedanke hoffnungslos verliert. Giordano Bruno in der Apokalypse des Universums. Was jener für das Sonnenlicht, ist Giordano Bruno für die Fixsterne, für die Milchstraße, für das Weltall. Während Kopernikus als Abschluß des ersonnenen Weltbaus die Kristallkugel der Alten mit den in ihr lebenden Fixsternen befestigt ließ, zerbrach Giordano Bruno das gläserne Gewölbe, zerstörte den Bau von der Heberstimmlichkeit der Sternennwelt und eröffnete der Forschung das Unendliche, die schrankenlose äthererfüllte Unendlichkeit, wie er es selbst in poetischer Verglebung ausgesprochen in den Versen:

Die Schwingen darf ich selbstgewiß entfalten,
nicht fürcht' ich ein Gewölbe von Kristall,
wenn ich des Äthers klaren Duft zerleile,
und nun empor zu Sternendüften eile,
Hoch unten lassend diesen Erdenball
und alle niederen Triebe, die hier wallen.

Als erster Sternlicher, der die Gedankenfahrt hinausragt aus dem engen Bezirk unseres Sonnensystems in die unermeßliche Weite der Sternennwelt, veranlaßt sich Giordano Bruno förmlich an der Größe und Schönheit des Alls. „Eingig ist der Himmel,“ so beginnt einer seiner berühmten Dialoge, der unermeßliche Raum, das Unendliche, der allumfassende Keiser, in dem sich alles regt und bewegt. In ihm sind unzählige Gestirne, Weltkugeln, Sonnen und Planeten, wahrnehmbare und unzählige andere nicht mehr wahrnehmbare müssen vernünftigerweise angenommen werden. „Es gibt zahllose Sonnen und zahllose Erden, die alle in gleicher Weise ihre Sonnen umkreisen, so wie wir es an den sieben Planeten unseres Systems sehen. Wir erblicken nur die Sonnen, weil sie die größten Körper sind und leuchten. Ihre Planeten aber bleiben, weil sie kleiner sind und nicht leuchten, für uns unsichtbar.“ Er durchdenkt diesen Gedanken bis in seine letzten Folgerungen und kommt zu der Ueberzeugung von der Bewohnbarkeit der Welten: „Die unzähligen Welten des Alls sind um nichts schlechter und um nichts weniger bewohnt als unsere Erde. Denn unmöglich kann ein vernünftiger Verstand sich einbilden, daß jene unzähligen Welten, die doch ebenso und vielleicht noch prächtiger sind als unsere, denen doch ebenso wie uns eine Sonne bestrahlende Strahlen zuwenden, unbewohnt seien und nicht ähnliche oder gar vollkommenere Bewohner tragen als unsere Erde. Die unzähligen Welten des Alls sind alle von der gleichen Gestalt, demselben Rang, denselben Kräften und denselben Gesetzen untertan.“ Mit seinem Seherauge schaut er in die Zukunft kommender Jahrhunderte und prophezeit der Wissenschaft ihre Aufgaben und Erfolge: „Ehen! uns die Lehre von der Universalität der irdischen Gesetze auf allen Welten und von der Gleichheit aller kosmischen Stoffe! Vernichte die Theorien von dem Weltmittelpunkt der Erde! Zerstreue die überirdischen Mächte, die die Welt bewegen sollen, und die Schalen der sogenannten Himmelskugeln! Erfolge uns das Tor, durch welches wir hinausdringen können in die unermeßliche, einheitslose, ohne Unterschiede zusammengelegte Sternennwelt, zeige uns, daß die anderen Welten im Äthermeer schwimmen wie die unsere! Erkläre uns, daß die Bewegungen aller Welten aus inneren Kräften hervorgehen, und lehre uns, im Lichte solcher Anschauungen mit sicherem Schritt vorwärts zu schreiten in der Erforschung und der Erkenntnis der Natur.“ Hoffnungsvoll ruft er seinen Jüngern das Zukunftswort entgegen: „Seid getrost, die Zeit wird kommen, wo alle leben werden, was ich sehe!“

Schöner, als er es ahnen konnte, kam diese Zeit. In der Tat schien es hoffnungslos, daß man jemals das Rätsel der Sterne lösen könnte. Keine Kunde dringt zu uns aus jenen Fernen, keine Sphärenmusik klingt, wie die Pythagoräer glaubten, durch den Weltbaum. Nicht für Nacht zieht das Meer der Sterne schweigend herauf und hernieder. Nur ein einziger stummer Note eilt vom Himmel zu uns herab: das Licht. Aber bringt uns dieser Note auf leuchtenden Schwingen auch eine Kunde? Tragt sich hinter diesen Lichtpunkten des Himmels eine Sprache, wie hinter den Punkten des Morsealphabetes? Wird je eine Zeit kommen, in der die Menschen diese Himmelsprache auch entschlüsseln? Diese Zeit kam.

Die Schulbildung im deutschen Heere.

Die Leistungsfähigkeit der Truppen im modernen Kriege hängt bis zu einem gewissen Grade auch von dem Niveau der intellektuellen Bildung eines Volkes ab. Sie ist nicht ausschlaggebend, aber sie ist ein sehr wichtiges Hilfsmittel, um der Tüchtigkeit auf rationalem Wege Geltung zu verschaffen. Je allgemeiner und intensiver die intellektuelle Bildung eines Volkes ist, desto potenter kommen seine Anlagen zur Geltung. Daß das intellektuelle Niveau des deutschen Volkes im Durchschnitt gemessen höher steht, als das seiner vereinten Gegner, darf wohl ohne Uebertreibung behauptet werden. Statistisch haben wir leider nur ein ziemlich bescheidenes Material, das uns einen gewissen Erfolg der Schulbildung erkennen läßt. Aber es genügt immerhin, um wenigstens zu zeigen, wie der Mangel an Schulbildung im Laufe der letzten Jahrzehnte immer weiter zurückgegangen ist. Bei der Rekrutenrekrutierung werden nämlich durch eine Prüfung die Mannschaften ermittelt, welche in keiner Sprache genügend lesen oder ihren Vor- und Familiennamen nicht leserlich schreiben können. Wenn man die Ergebnisse dieser Prüfung für einige Jahrzehnte zurück verfolgt, dann erhält man folgende Ergebnisse:

Jahr	Eingestellte Mannschaften	darunter ohne Schulbildung	
		absolut	in Proz.
1875	139 855	3 311	2,37
1880	151 187	2 408	1,59
1885	152 943	1 657	1,08
1890	163 361	1 088	0,64
1895	250 712	376	0,15
1900	267 859	189	0,07
1905	261 682	118	0,04
1910	291 837	130	0,04
1915	363 344	147	0,04

Die Zahl der Rekruten ohne Schulbildung ist demnach von 237 auf 10 000 Mannschaften im Jahre 1875 bis auf 4 auf je 10 000 im Jahre 1915 zurückgegangen. Die Zahl der Personen im deutschen Volke, die weder lesen noch schreiben können, ist demnach sehr minimal; sie wäre aber noch geringer, wenn die im Ausland Geborenen, die ohne Schulbildung sind, unberücksichtigt blieben. So bestanden z. B. 1915 47 Rekruten, die in Rußland geboren waren, die Prüfung nicht. Gerade in den Armeekorps, in denen die Zahl der Rekruten

ohne Schulbildung noch relativ hoch erscheint, stammen sehr viele Rekruten aus Ausland, so z. B. im jüngsten mit 20 Analphabeten, von denen 8 in Rußland geboren sind, im nächsten mit 16, von denen 18 aus Rußland stammen, im zweiten mit 13, davon 7 aus Rußland, und im fünften mit 12, davon wieder 7 aus Rußland. Einen besonderen Grad der intellektuellen Ausbildung weisen die Einjährig-Freiwilligen auf, die im Jahre 1915 22 652 betragen. Auch ihre Zahl ist im Laufe der Jahre stark zurückgegangen, wiewohl getrene statistische Vergleiche hierfür nicht vorliegen. Für das Jahr 1912 betrug ihre Zahl 18 240. Daß die Zahl der sogenannten Analphabeten im feindlichen Ausland viel größer ist als bei uns, das zeigen gewisse Vergleiche aus früheren Jahren. So konnten von je 100 beschaffenden Männern etwa Mitte der neunziger Jahre den Heeresobertrag nicht unterschreiben in Preußen 0,70, in England 5,10, in Irland 18,00, in Frankreich 7,38. Auch in Belgien ist die Zahl der des Schreibens und Lesens unkundigen Personen relativ noch sehr hoch. In Rußland freilich ist der Mangel an intellektueller Ausbildung fast am allergrößten. Von je 10 000 Ausgehobenen konnten 1875 7877, 1885 7342 und 1890 6110 weder lesen noch schreiben. Wenn auch seit 1895 der Prozentfuß von 61 Proz. weiter zurückgegangen ist, so wird man doch annehmen können, daß fast noch die Hälfte des russischen Heeres aus Analphabeten besteht. Vielleicht noch höher ist der Prozentfuß in Serbien, wo 1881 von den Rekruten 79,31 Proz. nicht lesen und schreiben konnten und wo 1890 von der über sieben Jahre alten Bevölkerung noch 85,8 Proz. Analphabeten waren.

Kleines Feuilleton.

„Der Krieg für Deutschlands Freiheit.“

Wenn man gewissen ausländischen Blättern glauben könnte, würde der Weltkrieg geführt — um Deutschland zu befreien. Viktor Hugo hat ja ähnliches schon vor Jahrzehnten prophezeit — gewissermaßen als Erlös für die Befreiung Frankreichs vom Joch Napoleons des Kleinen, die der Krieg von 1870/71 brachte. Auch Gustav Herbs, der mehr phantastische denn sozialistische Herausgeber der „Guerre sociale“ ist täglich damit beschäftigt, sich in Utopisterei über die Befreiung irgend eines Volkes aus deutscher oder österreichischer Anarchie zu ergehen. Daß England und Rußland die halbe Welt gegen ihren Willen beherrschen und daß da zweifellos sehr viel mehr zu befreien wäre als Polen, scheint er zufällig zu übersehen. Aber der löse Vogel meint es nicht so wirklich wie sein Erguß über Palästina zeigt, Palästina soll der alten und glorreichen jüdischen Nation zurückgegeben werden, die seit 2000 Jahren in gewissen Ländern, wo sie verfolgt wird, das Nomen des Reichs und das Reich der Gerechtigkeit und des Friedens auf der ganzen Erde erwartet. Armer Herbs, wie werden die neuzeitlichen eifrigsten und drei portugiesischen Juden, die das französische Jenseitskollegium bilden, die mit spielen, wenn sie diese Idee ernst nehmen.

Und so wie die Juden dürften sich noch verschiedene andere Völker für die ihnen zugebante Befreiung bedanken. Es müßte denn die von einem Landmann Herbs während der napoleonischen Kriege in der Lüneburger Heide entdeckte Nation der „Heidjunks“ sein, die immer noch ihrer Befreiung harret.

Wenn der gute Herbs Geschichte studieren würde, insbesondere die Stellung, die Marz und Engels zu der ungenannten Befreierrolle des Jarentums und anderer eingenommen haben, so würde er vielleicht entdecken, daß hinter dieser Wasserlebe höchst egoistische und sehr wirtschaftliche Motive laien.

Im diesen Erdkreis zu beschließen, wollen wir eine Kleinigkeit aus der konservativen englischen „Church Times“ herziehen, die dem Humor zu seinem vollen Recht verhilft. Dieses fröhliche Wochenblatt schrieb:

„Für welches Volk fechten wir mehr als für das, das zwischen Ruß und Elbe in Anarchie wohnt? Ich will den Krieg als einen Krieg für die Freiheit Deutschlands betrachten. Wir werden zwar Deutschlands Glieder betrunken müssen, wenn wir keine Fesseln durchhauen, aber es ist ja nicht Deutschland allein, das leiden muß. Welch ein Aufruhr in der Welt! Um Frankfurt a. M. zu befreien, brechen Australier in die Inseln des Stillen Ozeans ein, sammeln sich Burenkommandos, reiten die Kosaken vom Altai über endlose Steppen, machen Jäger und Gräber den langen Zug vom Gulon, überstreifen Kaschputenstiefeln das Schwarze Meer, weinen englische Frauen Folge und stille Tränen, liegen französische Bauernhöfe verödet, jagen Schiffe über alle Meere, bluten Belgien.“

Ja, der Edelmut unserer Gegner ist grenzenlos. Aber die Befreiung Deutschlands“ einschließlich Frankfurt a. M. werden sie uns schon selber überlassen müssen.

Gemüsezubereitung.

Ein vielfach geübter Mißbrauch ist es, die Gemüse in Salzwasser abzukochen und sie dadurch ihrer Nährsalze zu berauben. Die Kochbücher erteilen dann den Rat, das übrigbleibende Wasser zu Suppen zu verwenden; d. h. sie fügen die entzogenen Nährstoffe auf Umwegen dem Körper wieder zu. Praktischer und wohlwollender ist die süddeutsche Kochweise, bei der jedes Gemüse, Mohrrüben, Weizkraut, Kohlrabi, Woknen usw. gleich in heißem Fett gedämpft wird. Doch einiger Zeit, wenn das Gemüse fast weich ist, stäubt man etwas Mehl darüber, läßt langsam Wasser nach und fügt die ursprünglichen Gewürze hinzu.

Ganz besonders empfehlenswert ist diese Zubereitung bei Spinat, der in der Krankenküche und bei Ernährungsstörungen so wertvoll ist. Der von den Wurzeln befreite Spinat wird gewaschen, fein gehackt, oder besser durch die Hackmaschine getrieben, mit dem Wasser, das sich beim Zerhacken gebildet hat, in das heiße Fett geschüttet (für kranke Butter oder Pflanzenbutter), etwas Mehl daran geknetet und das Gemüse langsam mit Milch aufgekocht. — Gute Verwendung für Magenulcer. — Bei besonders ernährungsbedürftigen Patienten statt der Milch einige Löffel feinst geschlagener angeführter Schlagmasse unter das Gemüse streichen. In Anbetracht der großen Schwierigkeit, die gerade „die Kriegsküche“ in der Krankenpflege bieten wird, ist eine gesundheitsgemäße, alle Nährstoffe ausnützende Zubereitung der Gemüse von großer Bedeutung.

Notizen.

— Die Ründigungen der Volksbühne. Der Vorstand der Neuen freien Volksbühne bittet uns um Aufnahme folgender Mitteilung.

Die seitens der Direktion der Volksbühne — Theater am Bülowplatz — vorgenommenen Ründigungen des größten Teils des künstlerischen Personals sind in der Öffentlichkeit mehrfach so ausgelegt worden, als ob das Unternehmen sich in einer Krise befände und die Maßnahme lediglich von wirtschaftlichen Verhältnissen diktiert sei. Dies ist nicht der Fall. Selbstverständlich leidet der Bestand des Theaters unter den Kriegszuständen ebenso wie der jedes anderen Berliner Theaters, jedoch nicht so, daß eine finanzielle Gefährdung des Unternehmens in Frage kommt. Die vorgenommenen Ründigungen sind auf Grund vertragmäßiger Rechte erfolgt, um für das nächste Jahr, vorwiegend in künstlerischer Hinsicht, für die Organisation des Theaterbetriebes völlig freie Hand zu behalten.

Diese Verhüllungsgeister wenden sich gegen die alarmierenden Nachrichten, die in einem großen Teil der bürgerlichen Presse erschienen waren. Tatsache ist also vorderhand nur: 1. Die Direktion hat ihrem Personal zum Juni gekündigt, 2. Sie hat sich das Recht vorbehalten, die Verträge auch eher zu lösen, sobald es aus wirtschaftlichen Gründen nötig wird. Hoffentlich verhindern tüchtige Leistungen der Bühne und ein weiteres Abflauen der Arbeitslosigkeit das Eintreten dieser Eventualität, die an einem sozialen Theater sehr bedauernd wäre.

* Dr. Feig Kahn hat in einem Bandchen der Kosmosbücher die Milchstraße behandelt, dies höchste aller astronomischen Probleme und zwar in einer so unfaßlichen, semitrischen und feilschenden Form, daß hier wirklich die Bezeichnung „populär“ einmal angebracht ist. Wir geben einen historischen Abriss aus dem Buche wieder, das im Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde (französische Verlagsabteilung) in Stuttgart, zum Preise von 1 R. erschienen ist.